

Menschen und Mauern

Rede vom 30. Mai 2021, Luzern, Peterskapelle, innerhalb der Veranstaltungsreihe «Die Predigt».

Die gegenwärtige Pandemie sei die grösste Herausforderung für die Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg, sagt man, oder liest man. Wenn dem so ist, und vermutlich ist es so, dann hat ein Politiker, dem eine ununterbrochene Redezeit von der Dauer einer halben Arena Sendung zugestanden wird, keine Wahl, worüber er reden soll. Er hat Erwartungen zu erfüllen.

Wie er diese Erwartungen erfüllen will, bleibt ihm heute freundlicherweise überlassen. Dafür bin ich dankbar. Deshalb erlaube ich mir, Erwartungen an den Politiker in mir nur teilweise zu erfüllen, und damit auch das Risiko, zu enttäuschen, oder die Chance, den Zuhörern etwas für sie Neues zu sagen.

Ich erfülle die Erwartung des Themas, indem ich auch über die Pandemie spreche. Ich erfülle auch die Erwartung oder das Klischee, dass Politiker eigentlich immer nur über sich sprechen, egal worüber sie sprechen. Ich weite dieses Klischee aber aus, ich übererfülle es sozusagen. Denn ich erlaube mir eine radikal subjektive, und in diesem Sinn natürlich auch etwas willkürliche Perspektive, im Umgang mit Ort, Zeit, und Handlung meiner Predigt. Von Politikern erwartet man zudem Antworten, Positionen, Programme. Auch diese Erwartung erfülle ich nicht. Denn ich erlaube mir, eher Fragen zu stellen, oder Hinweise zu geben, oder Ereignisse und Gedanken vorzustellen. Den Rest, die Antworten und mögliche Denkarbeit, die das Erhalten einer Antwort voraussetzt, das überlasse ich weitgehend Ihnen, als Geschenk für den Heimweg, oder für den anschliessenden Dialog mit und unter Ihnen.¹

Wenn Covid offenbar die grösste Herausforderung für die Menschen seit dem Zweiten Weltkrieg ist, einem Ereignis, das heute nur noch über 85-Jährige als Volljährige erlebt haben, dann stellen sich eben auch Fragen. Beispielsweise: welches war die grösste Herausforderung für die Schweiz vor dem zweiten Weltkrieg? Wie haben Menschen mit Pandemien vor Covid gelebt, leben und sterben müssen?

Wie verhalten wir uns, in dieser Krise? Welche Fehler machten wir? Nicht nur die Politiker, denn deren Fehler sind immerhin öffentlich. Welche Versäumnisse lasten wir uns an? «Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt, es ist niemals gutzumachen», heisst es bei Kafka. Ist Covid ein globales Fehlläuten?

Ort, Zeit und Handlung meiner Predigt sind willkürlich von mir gewählt. Den Grund sehen Sie vor sich. Sie sitzen darin. Die Peterskapelle gehört zu den ursprünglichsten Gebäuden der Stadt Luzern. Die Nähe zur Reuss machte sie zu einem Teil der Wehrbefestigung der mittelalterlichen Stadt, die sich wie die meisten Städte gegenüber dem Wasser sicherer fühlen konnte als gegenüber dem Land. Auf dem Wasser hatten Angreifer es schwerer. Die Kirche bot Schutz gegen Feinde, indem ihre Mauern und deren Erbauer sich bereitwillig zur Abwehr anboten, und einreichten in die städtischen Letzitürme, -gründe, oder -zäune.

Sie bot Schutz. Nicht vor allem. Die Pest kam schon damals an den Mauern vorbei in die Stadt, von China, über die Seidenstrasse, über Venedig, so wie sie heute als Pandemie in Wochenfrist einmal um die Welt reist. Und damals wie heute sind Schuldzuweisungen einfacher, entlastender, als das Vertrauen in die Kraft der Vernunft.

Damals witterte man hinter der Pest den Teufel und die Sünden der andern. Heute vermuten Verschwörungstheoretiker hinter Covid den deep state und das Kapital der Pharma. Die Aluhüte

¹ Verwendete Quellen, aus denen teilweise direkt zitiert wurde:

Katholische Kirchgemeinde: Botschaft des Kirchenrats zur Renovation der Peterskapelle. 2017

Historisches Lexikon der Schweiz.

Notizen von Bundeskanzler Walter Thurnherr zu Evaluationsberichten über die Covidpandemie.

ersetzen das Weihwasser. Zugegeben: es sind nicht viele. Die meisten zeigen anderes. Dazu später mehr.

Ich habe, als ich den Auftrag zu einer Predigt entgegennahm, mich in dieser Kapelle umgesehen. Es gab in dieser Kapelle seit Beginn Predigten. Heute nicht mehr. Ausser, man säkularisiert auch diese rhetorische Form – und macht einen Event daraus. Man nennt es noch Predigt. Aber es ist keine mehr im gewohnten Sinn. Man nennt auch diesen Raum noch Kapelle, aber es ist ein Raum für Citypastoral, wie es englisch-lateinisch eingedeutscht heisst. «Stadtluft macht frei», zitiert die Homepage der Kirchgemeinde. Ob das stimmt? Zur Gründungszeit der Kapelle ganz sicher. Damals entstand dieser Satz.

Denn die Stadt und ihre Mauern boten im Mittelalter Schutz, den die Menschen ausserhalb der Stadt weder von ihren Lehensherrn noch vom König, Kaiser, oder auch nur Landvogt erhielten. Sie waren den Raubzügen ausgeliefert. Der Schutz der Stadt ermöglichte ihnen manche Freiheiten. Die Kirche bot diesen Schutz auch. Allerdings nicht bedingungslos. Und schon gar nicht allen.

Was bot die Kirche den Menschen? Was haben diese Mauern gehört, gesehen, erdauert? Wir Heutigen leben in der Gleichzeitigkeit allen Weltgeschehens. Wir erfahren auf unseren Smartphones in Sekunden, was in jedem Winkel der Erde jetzt geschieht. Schmetterlingseffekte des Zwischenmenschlichen. Ebenso ist das Historische, das «Ungleichzeitige» «gleichzeitiger» denn je, gegenwärtiger, verfügbarer. Das ist eine Chance. Wir haben mehr Modelle, mehr Ideen, mehr Geschichte zur Verfügung, als jede andere Generation.

Wir könnten daraus lernen, im besten Fall. Die Reflexion, das Nachdenken, hat viel mehr Möglichkeiten, zu entscheiden, worüber es nachdenken will. Aus der Geschichte können wir lernen, aus dem was gedacht, geschrieben wurde und wird, und geschieht. Wir können das kollektive Gedächtnis pflegen, erhalten, ausweiten, und mit der Gegenwart verbinden. Wir können lernen, mit Herausforderungen umzugehen. «Die Eule der Minerva beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug», sagte Hegel dazu. Die Reflexion kommt immer erst nachher, aber die Reflexion über Geschichte hat immerhin die Chance, nicht ganz zu spät zu kommen. Die Pandemie ist vielleicht einmal vorbei. Eine nächste kommt bestimmt.

Deshalb versuche ich, zuerst die Steine, aus denen diese Kapelle gebaut wurde, reden zu lassen. Die Steine und Mauern wurden ein paar Mal auf- und abgetragen, zurechtgespitzt, niedergerissen und wiederaufgebaut, umgruppiert. Dennoch ist es immer noch die Peterskapelle. Sie ist das Gleichzeitige im Ungleichzeitigen. Die Mauern könnten Predigten durch ihre Erzählung ersetzen, wenn sie sprechen könnten, sie würden Belehrung mit Geschichte und Geschichten ersetzen. Und sie überlassen es jedem und jeder, seine oder ihre Erzählung zu erzählen, wenn er oder sie in dieser Kirche redet. Wie ich jetzt.

Ich lade Sie ein zu einem kurzen, schnellen Weg von 1178 zu 2021. Mit kleinen An- und Einsichten, einem Kaleidoskop, das ja den Blick manchmal schärft, aber immer vielfältige Farben zeigt. Am Ende des Weges und der Predigt bin ich dann im Hier und Jetzt bei der Pandemie, wie von mir erwartet. Und wie ja auch die kürzlich hier errichtete Impfkabine nur schon räumlich fordert. Ich werfe einen Blick auf die Pandemie von heute und uns, die Politiker, die Menschen, unsere Gesellschaft, was die Pandemie mit uns macht. Und was hoffentlich nicht.

1178 wurde die Peterskapelle erstmals erwähnt. In diesem Jahr steckt Friedrich Barbarossa in der Klemme. Er verliert Schlachten gegen den Papst, gegen Mailand, und im Burgund mucken sie auch auf. Er lässt sich deshalb schnell zum König der Burgunder krönen, bevor ihm das Land entgleitet. 11 Jahre später wird er auf dem dritten Kreuzzug in einem Fluss ertrinken, und mit ihm sein Traum eines Stauferreichs. Kirche und Könige stritten um den Vorrang. Die Städte versuchten, sich unabhängig zu machen. Einig waren sich die Herrscher nur, wenn es gegen die Ungläubigen im Orient ging. Auch in dieser Kapelle werden wohl die Prediger Menschen das ewige Heil versprochen haben, wenn sie zur Befreiung Jerusalems ihr Leben oder mindestens Geld beitrugen. Kirche,

Glauben und Macht waren die gesellschaftliche Dreifaltigkeit, denen die Menschen ausgeliefert waren.

In der gleichen Zeit, in der die Peterskapelle erstmals genannt wird, widmet Chrétien de Troyes sein vollendetes Epos «Parzival» einem Fürsten, vermutlich einem Sponsor. In einer Schlüsselszene dieses Romans sieht der junge Parzival den an einer offenen Wunde leidenden König Amfortas. Weil ihm gelehrt wurde, nicht unaufgefordert Fragen zu stellen, fragt er nicht nach dem Leiden. Diese Frage würde den König von seinem Leiden erlösen. Der Gral, die Suche nach ihm, und das Scheitern eines jungen Menschen am christlichen Gebot der Nächstenliebe, weil er den Autoritäten mehr vertraut als seinem Gefühl, setzen einen andern Ton als den der Kreuzritter, als den, der in Predigten angeschlagen wurde. Humanität ist keine Exklusivität der Neuzeit. Heute würden wir Parzival einen Mangel an Empathie vorwerfen. Sie ist heute mehr denn je von uns gefordert. Leisten wir sie?

400 Jahre später bereiten sich in dieser Kapelle die Schauspieler vor für ihren Auftritt beim Osterspiel auf dem Weinmarkt, umsichtig geleitet vom Apotheker und Stadtschreiber Renward Cysat. Zwei Tage lang wird das Heilsgeschehen des Alten und Neuen Testaments aufgeführt. Mit riesigem Zuschauerinteresse. Die Kirche lässt Weltlichkeit zu, das Spielerische, Ausgelassene. Auch das Obszöne: die drei Marien kaufen auf dem Weg zum Grab bei einem Krämer Salben für den Leichnam Christi. Der Krämer versucht ihnen dabei geschäftstüchtig auch Potenzmittel für ihre Ehemänner anzudrehen. Diese Szene wird immer mehr ausgebaut, weil sie die besten Zuschauerquoten erzielte. Die Kapelle, ein sakraler Raum, ist damals auch ein vorbereitender Ort für Lebensfreude, Spielerisches, auch Unanständiges eines biblischen Spiels.

Wenn Renward Cysat nicht Regie führt, schreibt er die erste sogenannte Pestordnung der Schweiz. Heute würde man von Covid-Massnahmen des Bundesrats sprechen. Einfach ohne soziale und finanzielle Hilfe. Denn die Pest ist zu Zeiten Cysats seit gut 200 Jahren, seit 1347 in der Schweiz. Alle 10 bis 20 Jahre traten grössere oder kleinere Epidemien auf. Die Eintrittspforten waren v.a. die Verkehrs- und Handelswege von Norden her über Basel und aus dem Westen über Genf. Hauptsächlich entlang der Transitrouten forderte die Pest ihre Opfer auch in Graubünden und im Tessin. Durch viele regionale Ausbrüche war die Westschweiz am meisten, die Süd- und Zentralschweiz am wenigsten betroffen. 1519, 1541, 1611 sowie 1630 wurde die gesamte Eidgenossenschaft von Epidemien heimgesucht. Die Seuche war für die Menschen eine Strafe Gottes. Der Glaube an Gott half, auch die Fürbitte bei Heiligen, vor allem Sebastian und Rochus. Die Kirche organisierte Bitt- und Bussprozessionen. Die Gründung von Bruderschaften, Kapellenstiftungen oder Vergabungen für die Armen gehörten ebenso zu den indirekten Massnahmen gegen die Pest. Die Schweiz, vielleicht auch diese Kapelle, sieht Geisslerzüge, Menschen, die sich selbst auspeitschen, zur Busse. Juden werden auch in der Schweiz verfolgt.

Die Gründe waren die sozialen Verwerfungen, der Verlust von Arbeit, Sicherheit, Einkommen, Leben und der Zerfall der Familien. Damals waren es nicht die Herrschaften, die Kirche, die das Volk für schuldig hielt. Sondern die Mächtigen verstanden es, dem Volk andere Schuldige zu geben. Aussenseiter, Minderheiten. Mindestens 28 jüdische Gemeinden wurden in der Schweiz zerstört. Worte – auch in Predigten – erzielten die gewünschte Wirkung. Damals wie heute, wenn es um Schuldzuweisungen geht.

Als Massnahmen gegen die Pest im Fall einer Erkrankung empfahlen die mittelalterliche Medizin eine richtige Lebensführung, Aderlass und Arzneien entsprechend der Säftelehre zur Stärkung des Organismus. Dazu kam das Aufschneiden der Pestbeulen. Die demografischen Folgen waren verheerend. 1349 raffte die Pest in Saint-Maurice ein knappes Drittel der Bevölkerung dahin. In Europa starben 25-50% der Menschen. Genf, 1568-72 vom schlimmsten Pestzug betroffen, begrub innerhalb von vier Jahren über 3'000 Pesttote. In der Stadt St. Gallen starben an 1585 etwa 7% und 1629 rund 30% der Bevölkerung. Nach dem Pestbericht des Basler Stadtarztes Felix Platter für die Epidemie von 1610-11 erkrankten 50,5% der Einwohner, 62% davon (oder 31,4% der Gesamtbevölkerung) starben. Dabei waren Männer und Frauen meist gleichermassen betroffen. Der Rückgang der Bevölkerung wirkte sich in der Stadt und auf dem Land unterschiedlich aus. Die

Städte konnten etwa durch vergünstigte Einbürgerungen die durch die Pest entstandenen Lücken schneller schliessen. Stadtluft machte frei. Osterspiele gaben Unterhaltung, Ablenkung, aber auch Halt. Die letzten Pandemien erreichten im 17. Jahrhundert die Zentralschweiz nicht mehr (mit Ausnahme von Obwalden), die letzte Welle ab 1667 nur noch die reformierten Gegenden wie Basel, Schaffhausen, Aargau, die Landschaften Zürich und Bern, dort bis hinauf ins Oberland, wo sie 1670 erlosch. Als fünfzig Jahre später die Pest von Marseille die Schweiz erneut bedrohte, beschloss eine ausserordentliche Tagsatzung 1720 Abwehrmassnahmen, was zu Spannungen mit den angrenzenden französischen Gebieten führte. Wie ernst die Bedrohung der Pest auch später noch genommen wurde, zeigt ein Erlass des Bundesrats zum Vorgehen bei Pestverdacht von 1900. Die Pest wird es dann nicht mehr sein, die die Schweiz heimsucht. Aber die Spanische Grippe.

Die Spanische Grippe von 1918 traf uns ungleich härter als die Pest vorher und Covid nachher. Vor 100 Jahren, im Januar 1921, starben in der Schweiz 5000 Menschen pro Monat, und die Pandemie war am Abklingen. In «Spitzenmonaten», zum Beispiel im Herbst 1918, hatten wir deutlich mehr als 10'000 Tote pro Monat. So viele hatten wir mit Covid seit Beginn der Pandemie heute, bis jetzt starben in der Schweiz gut 10000 Menschen. Damals traf es vor allem die jüngeren Menschen, solche, die den ersten Weltkrieg überlebt hatten. Auch damals protestierte man in der Schweiz, dass der Bundesrat das Volk zu lange mit Verboten traktiere. Es heisst oft, im Ersten Weltkrieg seien Romantik und Glauben gestorben. Während die Wissenschaft das grössttechnische Massensterben in Gestalt des Krieges ermöglichte, gelang es ihr nicht, dieses Sterben in Gestalt der Spanischen Grippe zu verhindern. Seit dem Schwarzen Tod im Mittelalter hat nichts mehr die menschliche Bevölkerung so stark geprägt wie die Spanische Grippe. Sie beeinflusste den Verlauf des Ersten Weltkriegs und trug möglicherweise zum Zweiten Weltkrieg bei. Sie brachte Indien der Unabhängigkeit näher, Südafrika der Apartheid, und manövrierte die Schweiz an den Rand eines Bürgerkriegs.

Machen wir aber noch kurz einen Schritt in die Zeit zurück, in der die Peterskapelle massiv umgebaut wird, 1746-51. Es wird eine barocke Kapelle daraus. Im gleichen Jahr, in dem die Bauarbeiten beginnen, beginnt der junge Lessing sein Studium. Am Ende seines Lebens wird er sein grosses Drama über Toleranz, Vernunft und Religion, seinen «Nathan der Weise» vollenden. Vernunft und Glauben schliessen sich nicht mehr aus. Sondern Glauben wird vernünftig. Und deswegen tolerant.

Aber nicht tolerant in dem Sinn, dass es keine Rolle spiele welche Religion die richtige sei. Im Gegenteil, diese Frage wird neu beantwortet. Der Ring, der über die Generationen weitergegeben wurde, hat die Kraft vor Gott und den Menschen wohlgesinnt zu machen. Die drei Söhne, die alle nicht wissen, ob der ihre der richtige ist, und sich darüber streiten, bekommen vom Richter, der entscheiden muss, zur Antwort: vermutlich sei keiner der richtige, weil der schon lange verloren gegangen sei. Aber sie hätten es ja selbst in der Hand, zu zeigen, dass sie den richtigen Ring hätten: indem sie so leben würden, dass die Kraft des Ringes sich zeige, dass er der echte sei.

Mit anderen Worten, die Religion ist die richtige, die die humanste ist. Und die Humanität der Religion zeigt sich in der Praxis der Anhänger und Vertreter der Religion. Es ist also nicht jede Religion gleich, sondern jede Religion muss seit Lessing ihre Richtigkeit durch ihre Humanität zeigen. Die Humanität zählt, nicht das Glaubensbekenntnis. Es ist nicht wichtig, woran man glaubt. Es ist wichtig, was man (aus dem Glauben heraus) tut. Auch darauf komme ich noch zurück.

Die Peterskapelle erlebte weitere Veränderungen. 1908 renovierte man nur die Fassaden. Aber 1942 fand ein erneuter massiver Umbau statt. Zwei der vier Seitenaltäre von Melchior Paul Deschwanden wurden entfernt (Weltgericht und Auferstehung). Gleichzeitig wurde der Hochaltar gekürzt, die Kanzel von 1569 entfernt, und das mittelalterliche Kruzifix vom Chorbogen unter die Empore verbannt. 1965 bereut man diesen Entscheid wieder, und versetzt das Kruzifix wieder an seinen angestammten Platz zurück. Die Kirche insgesamt wird den Anforderungen des Zweiten Vatikanischen Konzils angepasst. Die Kirche bewegt sich auf die Bevölkerung zu. Man predigt nicht mehr von der Kanzel, oder mindestens beginnt man in einzelnen Kirchen damit. Damit nimmt man den Kanzeln ihre Daseinsberechtigung. Seither hängen sie, wenn sie nicht entsorgt wurden wie hier,

etwas verloren funktionslos an Pfeilern oder Wänden, wie unwillkommene Geschenke in der eigenen Wohnung, die man aus Höflichkeit nicht wegwirft, aber auch nicht recht etwas mit ihnen anfangen kann. Vielleicht muss man auch deshalb 2021 genauer erklären, was mit einer Veranstaltungsreihe gemeint ist, wenn man ihr den Titel «Die Predigt» gibt.

Die Peterskapelle wandelt sich im 21. Jahrhundert zur City Pastorale, ein bisher letztes Mal, auch baulich. Flexible Stühle, modulare Einrichtung, Beweglichkeit, grösstmögliche Verwendungsoptionen. Wie immer spiegelt sich die Gesellschaft in diesen Mauern, in diesem Raum. Der Projektbeschrieb nannte es als Ziel des jüngsten Umbaus: Die Kirche wolle damit auf Menschen zugehen, die im pfarreilichen Umfeld weniger zum Zug kommen: moderne, mobile, urbane Milieus; interessierte, kirchendistanzierte Menschen; Menschen, die Stille schätzen; Menschen auf der Suche nach Identität und Wurzeln in zeitgemässen religiösen Formen und Riten und verständlicher Sprache; „Pilger/innen“, die punktuell Gemeinschaft suchen; Gesprächssuchende; Menschen in Wendezeiten; junge Erwachsene.

Gebaut in Zeiten, als Kirche auch Politik war, Macht verkörperte, aber auch physischen Schutz bot, ist die Peterskapelle in ihrer ganzen Geschichte bis heute ein Ort, der wichtig ist für die Menschen, die sie aufsuchen. Und sie zeigt exemplarisch die Veränderungen der Institution Kirche, die immer weniger Menschen erreicht, nachdem sie lange niemanden erreichen musste, weil sie alle beherrschte.

Was bleibt, ist der spirituelle Auftrag, sind die Werte, die die Menschen zu Menschen machen, die Werte, wie sie zu Erbauungszeiten in einem Parzival Roman auftauchen, oder wie sie, kurz vor der französischen Revolution in der Interreligiosität und der Humanität eines Lessing ausgeprägt sind. Es sind die gleichen Werte, die heute noch gelten. Es sind ähnliche Herausforderungen, mit denen die Menschen kämpfen. Und es sind ähnliche Sorgen, die die Menschen von heute in diesen Raum hineinbringen.

Renward Cysat, der die erste Schweizer Pandemieverordnung schrieb, der in dieser Kapelle seine Schauspieler ein letztes Mal motivierte, bevor sie zum Weinmarkt aufbrachen, dieser Apotheker Renward Cysat, wie würde er reagieren, wenn er vor zwei Tagen wie ich in den Medien erfahren hätte, dass ein heutiger Konkurrent von ihm, «Dr. Schmid's Seeapotheke» hier in dieser Kapelle zukünftig die Covid-Impfungen durchführt? Sie sehen die Impfkabine dort, wo in anderen Kirchen eine Kanzel steht.

Die Kapelle ist auch heute wieder da, wo die Menschen in ihrer Sorge, ihrem Schutzbedürfnis, ihrer seelischen und körperlichen Gesundheit sind. Und wo ein Politiker aus dieser Erfahrung heraus, aus der Geschichte dieser Mauern, aus Ideen aus früheren Zeiten dieser Kapelle, einen Blick wirft, auf die grösste Herausforderung der Schweiz seit dem zweiten Weltkrieg. Weil dies zu den Erwartungen gehört, die er zu erfüllen hat.

Weltweit forderte die Pandemie über 2 Mio. Tote. In der Schweiz über 10'000. Sie traf uns völlig unvorbereitet. Ein Jahr zuvor entsorgte die Eidgenossenschaft noch den Notvorrat an Masken. Im Januar 20 war am WEF wie immer von den grossen Herausforderungen der Welt die Rede, aber nicht vom Risiko einer globalen Pandemie. Das spricht nicht gegen das WEF, sondern eher gegen die, die als selbsternannte globale Elite das WEF besuchen.

Sie haben die Monate seither ja alle in persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen in Erinnerung. Auch die Politik musste ungewohnt schnell entscheiden. Dass dabei Fehler gemacht wurden, ist unvermeidlich. Wenn man heute Taiwan als Vorbild bei der Covid-Bekämpfung lobt, zu Recht, muss man auch erwähnen, dass Taiwan wenige Jahre vorher leidvolle Erfahrungen mit SARS machen musste – und daraus gelernt hat. Das wird die Schweiz auch tun. Denn Covid ist für einmal, und seit langem etwas, was nicht anständigerweise einen Umweg um die Schweiz herum genommen hat, wie wir es aufgrund unserer Geschichte eigentlich fast als selbstverständlich empfinden. Die Schweiz ist ein Sonderfall. Aber nicht immer.

Uns fehlt aber weitgehend das historische kollektive Gedächtnis für Versehrungen unseres Landes. Unser Fehler, der uns nachlässig macht gegenüber Krisen besteht aber darin, dass wir glauben a) der Sonderfall sei unsere Leistung, und nicht vielmehr unser Glück und viel Gnade, und b) die lange Verschontheit in der Vergangenheit erhöhe die Wahrscheinlichkeit, dass sie für die Zukunft gelte. Das Gegenteil ist der Fall. Zukunft ist nicht die Verlängerung der sorglosen Gegenwart. Nicht einmal in der Schweiz.

Die Art und Weise, wie unser Land dann aber auf die Herausforderung reagiert, sagt auch etwas über die Schweiz aus. Regierungen demokratischer Staaten müssen in Krisen schnell handeln. Schnelles Handeln schwächt aber immer die demokratische Legitimation. Die Schweiz ist institutionell darauf angelegt, die Macht von Menschen über andere auf das Allernötigste zu reduzieren. Und damit die Freiheit der Menschen zu maximieren. Das führt zu Institutionen, die zahlreiche Instrumente der Machtbrechung und -verteilung anwenden. Regierungsbeteiligung aller grösseren Parteien, zwei parlamentarische Kammern, Initiativen und Referenden, Vernehmlassungen, autonome Kantone, autonome Gemeinden. Und sogar einen jährlich rotierenden Bundespräsidenten, der sich in diesem Jahr keine Sondermacht aneignen kann. Eine Botschafterin eines europäischen Landes sagte mir kürzlich, sie hätte es eigenartig gefunden, dass in der Schweiz die Regierung an einer Medienkonferenz jeweils erkläre, warum welche Massnahme gelte, und welche Öffnung nicht möglich sei. In ihrem Land verfüge die Regierung und dann sei das so. Es käme einer Regierung nie in den Sinn, vor Medien ihre Entscheide auch noch zu begründen, sich kritischen Fragen stellen zu lassen.

Wenn die Schweiz also erfolgreich eine solche Krise bewältigen muss, dann muss das einhergehen mit vielen Diskussionen, Vernehmlassungen, auch mit viel Kritik, mit Druck von allen Seiten von allen Branchen, und einer Bevölkerung, die über jede einzelne Massnahme debattieren kann, und die zahlreichen Widersprüchlichkeiten der Verordnungen auch heftig diskutiert. Wir wollen keine führungsstarke Regierung, wir geben dieser Regierung gar nicht die Möglichkeit dazu, führungsstark zu sein. Denn wir wollen gleichzeitig immer auch die Regierung als führungsstark kritisieren. Oder, wenn sie nicht so entscheidet, wie wir das möchten, ihr Diktaturvorwürfe macht. Unzufrieden zu sein mit der Politik ist ein Grundrecht, auf das die Schweizer nicht verzichten wollen. Erst dann wären sie aber wirklich unzufrieden, wenn man ihnen dieses Recht nähme.

Die Schweiz hat aber auch lernen müssen, wie zerbrechlich, anfällig ihre Lebens- und Arbeitsweise geworden ist. Wie abhängig von Ereignissen, die sie selbst nicht beeinflussen kann. Wie alle Länder mit ähnlichen Herausforderungen kämpfen, wie aber dennoch faktisch jedes Land selber den Weg aus der Krise finden musste, auf sich allein gestellt war. Die Erfahrung der Zerbrechlichkeit, der Gefährdung unserer Existenz, hatten alle Generationen in der Schweiz, bis nach dem zweiten Weltkrieg. Seither nicht mehr. Armut war in der Schweiz noch vor drei Generationen Realität. Diese Kapelle weiss das noch. Manche von uns nicht mehr. Und deshalb ist die Pandemie für sie ein Ärgernis, weil es sie an etwas erinnert, was man glaubte, in der Schweiz beseitigt zu haben, wie die Pest.

Die Schweiz im Kampf mit der Pandemie dieser Tage kann hingegen auch auf einen gesunden Staatshaushalt zurückgreifen, der in der Lage war, die Milliarden zur Abschwächung der sozialen und wirtschaftlichen Schäden bereit zu stellen. Die Schweizer Verschuldungsquote wird zwar auch für unsere Jungen eine Hypothek sein, die sie bezahlen müssen, aber sie stellt eine vergleichsweise geringe Last dar, wenn man sie nur schon mit unseren Nachbarn vergleicht. Die Schweiz im Kampf mit der heutigen Pest kann auf ein Gesundheitssystem zählen, das eines der teuersten, und wohl auch eines der besten der Welt ist. Aber dennoch an seine Grenzen kam. Es war knapp möglich, sicher zu stellen, dass jederzeit alle Menschen, die Pflege benötigten, und wollten, diese auch bekamen. Aber nur knapp. Und wir müssen anerkennen, dass viele ältere Menschen, die an Covid erkrankten, der Gesellschaft und der Politik die schwierigen Entscheide erspart haben. Indem sie darauf verzichteten, in einem Spital lebenserhaltende Massnahmen zu erhalten. Sie haben uns Entscheide abgenommen, die wir nicht treffen sollten.

Natürlich starben bei Covid-19 vor allem über 80-Jährige, und nicht – wie etwa bei der erwähnten Spanischen Grippe – die Jungen. Und natürlich kann man mit Botho Strauss mit einem gewissen Recht konstatieren: «Früher hatte man Angst vor dem Jenseits, heute vor dem Tod». Gerade für Gläubige gehört der Tod zum Leben. Und natürlich kann man darauf verweisen, dass die Generationen vor uns in der Schweiz wesentlich Ärgerem ausgesetzt waren, ohne Sozialstaat, ohne Gesundheitsversorgung, ohne Sicherheit. Aber wenn jemand Familienangehörige verliert, oder wenn jemand seinen Arbeitsplatz verliert, wegen einer Pandemie, und trotz eines ausgebauten Gesundheitssystems und einem ausgebauten Sozialstaat eines reichen Landes, dann helfen diesen Menschen solche Hinweise nicht weiter. Die Nöte der heutigen Menschen kann man im historischen Vergleich einordnen. Sie bleiben existenzielle Nöte der einzelnen Menschen. Auch heute.

Aber wie reagieren wir auf diese Nöte, die Herausforderungen? Welche Fehler unterlaufen uns? Welchem Fehlläuten der Nachtglocke folgen wir? Wie gehen wir, die wir grösstenteils keine Krisenerfahrung haben, damit um? In der Krise zeigt sich der Charakter, meinte der krisenerfahrene Bundeskanzler Helmut Schmidt. Wenn das so ist, und ich vermute, es ist so: dann gilt es zu fragen, hat die Schweizer Politik, haben wir, haben Sie und ich, diesen Charaktertest bestanden? Und woran messen wir das?

Oberflächlich gesehen, hat die Schweiz einen liberalen Mittelweg zwischen Einschränkungen und Freiheiten gewählt. Bezüglich der Einschränkungen gilt die Schweiz als ein sehr liberales Land. Oberflächlich gesehen, haben die Finanzhilfen genügt. Von in verschiedenen Töpfen verfügbaren 80 Milliarden wurden bis jetzt 30 genutzt. Die wirtschaftlichen Schäden werden noch andauern. Die Fallzahlen sinken, die Impffzahlen steigen. Das ist die Oberfläche, es ist das, wofür die Politik verantwortlich ist. Es ist nicht alles. Das andere, das Menschliche, das ist nicht in dieser Bilanz zu verrechnen, in keiner Bilanz. Wir mussten als Gesellschaft zum ersten Mal mit Einschränkungen unserer Freiheiten umgehen lernen. Wir konnten nicht mehr jederzeit frei entscheiden, wohin wir gehen, wo und mit wem wir essen, uns unterhalten, mit anderen Menschen treffen, reisen, arbeiten dürfen.

Es gab Sterbende, deren Angehörige sich nicht mehr von ihnen verabschieden durften. Sie blieben im letzten Augenblick des Lebens einsam wie nie. Es gab Jugendliche, denen einmalige Lebenserfahrungen verwehrt waren: die Diplomabschlussfeier, oder Gelegenheiten, bei denen sie ihr Können und ihr Wissen zeigen durften. Solche Erfahrungen prägen, ihr Fehlen auch. In der Krise zeigt sich der Charakter: die persönlichen Angriffe auf Personen der Öffentlichkeit haben zugenommen. Die Tonalität wird aggressiver in den sogenannten sozialen Medien. Je weniger man miteinander reden kann, desto mehr nimmt die Empathie, das Verständnis füreinander ab. Dialog setzt voraus, dass man sich in die andere Person hineinversetzt, ihren Standpunkt zu verstehen versucht, ohne mit ihm einverstanden sein zu müssen. Das leisten digitale Räume nicht.

Dafür braucht es den physischen Raum, wie diese Kapelle, die öffentlichen Räume, die Beizen, die Säle, und die Möglichkeit, dass dort Menschen sind. Wie wichtig diese Zwischenmenschlichkeit des Gesellschaftlichen, des Politischen, des Lebens ist, das hat uns die Pandemie gezeigt, indem sie sie uns genommen hat. Damit Parzival überhaupt fragen kann, muss er dem andern Menschen erst begegnen dürfen. Damit Humanität und Toleranz geschehen, braucht es den Dialog, den physischen Austausch, die wirkliche Begegnung, nicht den digitalen Ersatz.

In der Krise zeigte sich aber auch eine enorme Solidarität der Menschen. Wie selbstverständlich unsere Gesellschaft, vor allem die Jungen, deren Jugendjahre nicht wiederbringlich sind, wie selbstverständlich alle die Einschränkungen mittragen, um andere zu schützen, das kann keine Politik verfügen, wenn sie nicht wirklich als Werte in einer Gesellschaft verankert sind, wenn sie nicht gelebt werden.

Die Peterskapelle ist ein city pastoral geworden, ist sakularisiert, ist explizit für kirchenferne, auch religionsferne Menschen offen. Die Aufgaben der Kirche haben sich gewandelt. Ihr Machtanspruch ist nicht mehr einlösbar, nicht mehr gewünscht. Die Menschen sind weniger religiös. Sie sind

deswegen nicht weniger ethisch. Die Pandemie zeigt, dass unsere Gesellschaft Werte wie Freiheit und Solidarität, und Verantwortung kennt, dass unseren jungen Menschen möglicherweise die religiöse Bildung und Bindung fehlt. Dass sie aber dennoch einen ethischen Kompass haben, der der einer echten gelebten Humanität ist. Lessing würde das wohl so sehen, dass auch heutige Menschen zeigen wollen, dass sie den echten Ring tragen, daran glauben, und dass sie den Beweis antreten wollen, indem sie sich bemühen, Humanität so zu leben. Wir sind eine weniger religiöse Gesellschaft als es zu den Zeiten der Peterskapelle grösstenteils war. Aber wir sind nicht eine weniger ethische Gesellschaft. Im Gegenteil. Wir verhalten uns in einer Pandemie, in einer Krise solidarisch, vernünftig, sind bereit zu verzichten, auch auf Schuldzuweisungen. Pandemien sind keine Bestrafungen Gottes mehr. Aber auch kein Grund mehr, Juden zu verfolgen. Das ist echter Fortschritt. Entscheidend ist nicht, woran man glaubt, sondern was man tut.

Dass ein Bundesrat, dass die Politiker schuld sind, gehört zu ihrem Jobprofil. Regierungen in demokratischen Staaten sind rechenschaftspflichtig gegenüber ihrer Bevölkerung. Die Art und Weise, wie man ihnen diese Schuld zuweist, wirft aber ein Licht auf diejenigen, die die Vorwürfe erheben. Und es gehört zu den Freiheitsrechten, das so zu tun, wie man will. Diese Freiheit darf auch in einer Krisenzeit nicht beschränkt werden dürfen. Dennoch komme ich nicht umhin, gewisse Empörungen nicht zu verstehen. Ich verstehe nicht, wie man sich empören kann, dass die Pandemie zu Einschränkungen zwingt. Der Diktator ist nicht der Bundesrat, sondern die Pandemie. Sie zwingt uns zu Einschränkungen der Freiheit. Wer diese nötigen Einschränkungen, zum Schutz der Gesellschaft, der Menschen, als Einschränkungen in seinen Grundrechten kritisiert, kennt den eigentlichen Wert von Grundrechten nicht.

Wer den Verantwortungsträgern unterstellt, sie würden die Bevölkerung absichtlich schädigen wollen, und sie begingen Unrecht, gegen das ein Recht auf Widerstand möglich sei, verharmlost und polemisiert zugleich. Wir sind das einzige Land, in dem ein Referendum gegen ein Covid-Gesetz möglich ist. Wer die Schweiz eine Diktatur nennt, fordert hierzulande dazu auf, Widerstand zu leisten, ohne es zu sagen. Denn nur in einer Diktatur ist Widerstand, notfalls gewalttätiger, geboten. Das Gefährlichste am Gerede von einer Diktatur besteht darin, dass aus diesem Gerede Gewalt wird. Vielleicht erst nach vier Jahren Amtszeit eines Präsidenten, wie in den USA. Vielleicht schon nach vier Monaten. Ich weiss es nicht, möchte es auch nicht wissen, und erhoffe mir etwas anderes. Die Schweiz ist weder eine Diktatur, noch sind Bundesräte Reinkarnationen des Landvogts Gessler. Immerhin setzt man heute schon den Hut eines Bundesrats mit dem Gesslers gleich. Wer in einer Demokratie behauptet, die Regierenden seien Diktatoren, deutet an, es sei legitim, sich gegen sie notfalls gewalttätig zur Wehr zu setzen. Wer es öffentlich sagt, und es so meint, übernimmt die Verantwortung für die Folgen. Wer es öffentlich sagt, aber nicht so meint, auch. In der Krise zeigt sich der Charakter. Auch hier.

Die Peterskapelle war und ist ein Raum, der seit Jahrhunderten Menschen empfängt, die hier ihre Sorgen und Anliegen einbrachten. Die Gemeinschaft erlebten. Denen gepredigt wurde. Die Theater spielten, Kriegsbeute verteilten, Ungläubige verdammten, Sündenböcke suchten, Schutz suchten, ihn manchmal fanden. Gott suchten, und ihn manchmal erfuhren. Menschen, die hier Sinn in ihrem Leben suchten, und mit Gedanken heimgingen, die ihnen im besten Fall etwas halfen.

Jede Zeit brachte ihre Krisen, jede ihre Herausforderungen. Pandemien begleiten die Menschen seit langem. Der leidende Christus am Kreuz nahm sie alle an. Deshalb gebührt ihm auch in dieser Kapelle ein angemessener Platz. Die Herausforderungen, die Ängste, die Krisen und Kriege, die Not und die Freude, die änderten sich durch die Jahrhunderte. Die Mauern, der Raum, die Einrichtung der Kapelle änderte sich auch. Was bleibt, überdauerte, in vielfältigen Formen, sind die Werte unserer Kultur. Oft verraten, oft ins Gegenteil verkehrt, aber in den besten Momenten gerade hier gelebt. Das Christentum wandelte sich, die Religiosität wandelte sich, die Kirche als Institution ebenso. Für die einen zu schnell und zu viel, für die andern zu wenig und zu langsam. Andere Religionen kamen dazu, andere verschwanden wieder, und heute ist das Religiöse so säkularisiert, dass es kaum noch erkennbar ist. Es ist dennoch da.

Das wissen diese Mauern. Sie haben erlebt, was es heisst, Krisen zu bewältigen. Sie würden davon erzählen, wenn sie könnten. Vielleicht können sie es sogar. Und es liegt vielleicht nur an uns, dass wir uns die Momente der Stille zu wenig nehmen, um ihnen besser zuzuhören. Das wäre dann eine echte Predigt.